

Historische Epistemologie und Medienwissenschaft

Ein Gespräch mit Joseph Vogl, geführt von Alessandro Barberi¹

ALESSANDRO BARBERI: Herr Vogl, Sie haben seit 1999 eine Professur für *Geschichte und Theorie künstlicher Welten* an der *Fakultät Medien* der *Bauhaus-universität Weimar*. Könnten Sie einleitend Ihren intellektuellen Weg rekapitulieren und davon erzählen, wie Sie ausgehend von der Literaturwissenschaft zu den Ansätzen und Problemstellungen gelangt sind, die Sie als eine *Wissensgeschichte* bezeichnen?

JOSEPH VOGL: Ich bin nach meinen literaturwissenschaftlichen Studien erst sehr spät zu spezifisch historischen Fragestellungen gekommen, die direkt mit der Wahrnehmung eines institutionellen Mangels verbunden waren, die traditionelle Ordnung der Fakultäten betreffend. Dabei musste man den Eindruck bekommen, dass die Literaturwissenschaft nur eine Literaturgeschichte kannte, die Politologie nur eine politische Geschichte betrieb, und die verschiedenen Wissenschaftsgeschichten immer nur an der Geschichte einzelner Disziplinen arbeiteten. Literarische Texte – das ist eigentlich evident – tauchen aber auch in völlig anderen historischen Konstellationen auf: Nehmen Sie beispielsweise die Theorie des Romans von Leibniz. Mehr noch als um eine Romantheorie handelt es sich dabei um eine Theorie der Geschichte. Sieht man sich nun diese Geschichtstheorie etwas näher an, handelt es sich noch genauer um eine Epistemologie, die ihrerseits nicht ohne technologische oder mathematische und daher wiederum nicht ohne besondere historische Möglichkeitsbedingungen zu begreifen ist. Rund um die Frage nach den verschiedenen Konstellationen, in denen ein Text stehen kann, ergeben sich daher an seinen Rändern diverse Öffnungen, durch die von allen Seiten her unterschiedlichste Formen von Geschichtlichkeit in den Text hineinfließen können. Eine der wichtigen und eigentlich naheliegenden Beobachtungen war also, dass literarische Texte nicht nur eine Literaturgeschichte besitzen. Geschichte kann demnach auch nicht so geschrieben werden, als ob ein Text oder Diskurs einer bestimmten Gattung nur in Relation zu anderen Texten oder Diskursen eben dieser Gattung stünde. Die zweite wichtige Erfahrung war, dass die unterschiedlichen Lektüretechniken, die von den Sprach- und Literaturwissenschaften erarbeitet worden waren, gerade dann andere Formen der Historizität sichtbar machen, wenn man den Gegenstand der Analyse

wechselt. Liest man etwa einen Text aus der Geschichte der Naturwissenschaften mit den Mitteln der Poetik oder der literarischen Kritik, so erscheint prompt eine ganz andere Historiografie, die über die traditionellen Darstellungsformen der Wissenschaftsgeschichte hinausgeht. Es ging also darum, andere Fragen zu stellen: Welche rhetorischen Verfahren durchziehen das Textgewebe? Wie wurde dieses Gewebe tropologisch durchgearbeitet? Und: Wo hat dieser Analysegegenstand seine formalen, gattungsmäßigen und poetischen Grenzen? Diese beiden Fragestellungen führten dann fast zwangsläufig in das Gebiet der *Wissensgeschichte*. Dies stand auch damit in Zusammenhang, dass es eine geisteswissenschaftliche »Foucault-Explosion« gab, die neben der Philosophie und der Geschichtswissenschaft vor allem auch die Literaturwissenschaft aufrüttelte. Das darf man keinesfalls vergessen.

A.B.: All dies hat Sie zur Auseinandersetzung mit diskursanalytischen Verfahren geführt. Wie würden Sie die Grundzüge dieser Vorgehensweisen beschreiben, wie setzen Sie diese um und wo sehen Sie derzeit die innovativsten Anwendungsbereiche?

J.V.: Zunächst muss man fragen, was der spezifische Gegenstand einer Diskursanalyse sein könnte. Diese Frage kann man von zwei Seiten her beantworten. Der eine Gegenstand wäre *das Archiv* im weitesten Sinne,² d. h. eine Ordnung von Aussagen, die sich als eine Kristallisation verschiedener Dokumente begreifen lässt, die so und nicht anders abgelegt wurden. Dieses Archiv lässt sich gleichsam begehen, besichtigen und repräsentiert eine gewisse Einheit von Kontingenz *und* Notwendigkeit. Es ist völlig kontingent, weil es eine historisch gewordene Ordnung ist, aber es ist auch notwendig, weil es nun einmal nur in dieser spezifischen Anordnung vorhanden ist. So hat man etwa im 18. Jahrhundert damit begonnen, Realkataloge anzulegen, und dadurch bestimmte Wissensarchitekturen hergestellt: ein Beispiel für die Ordnung des Archivs. Der zweite Gegenstand einer solchen Diskursanalyse wäre *das Dispositiv*, dessen Begriff sich in seiner ganzen Bandbreite noch nicht erschöpft hat und darauf verweist, dass jeder historische Sachverhalt nur in einer relativ unreinen und heterogenen Konstellation beschreibbar wird. Dazu gehören Praktiken, Wissensformen, Institutionen, aber auch Architekturen, Rechtssysteme, Technologien usw. Und so ergibt sich etwa das Gefängnis nach Foucault (in *Überwachen und Strafen*) aus dem Zusammentreffen dieser verschiedenen und heterogenen Momente an einem Ort, der gleichsam aus Synergien besteht. Mit den zwei genannten Begriffen versuche ich, Diskursanalyse zu betreiben. Der Historiker wäre angesichts einer solchen Konstellation ein Navigator, dem auf seiner Reise noch nicht ganz klar sein kann, welche Bedingungen, Voraussetzungen und Wahrnehmbarkeiten ihn dazu führen werden, den historischen Gegenstand als solchen definieren und begrenzen zu können. Man fragt zuerst nach den niedergelegten Aussagen und dem Archiv, dann aber auch nach nichtdiskursiven Sachverhalten und dem Dispositiv. Forschungen in diese Richtung wurden etwa im Umkreis von Friedrich Kittler³ unternommen. Ich denke an die Arbeiten von Bernhard Siegert oder Wolfgang Schäff-

ner⁴. In Studien dieser Art geht es zum Beispiel um die Erforschung bürokratischer Komplexe und um das Verhältnis zwischen Erzählung, Bürokratie und Inquisition in der frühen Neuzeit. Oder: wie entwickeln und verändern sich Zeichenformen unter der Bedingung von bestimmten Medientechniken, von Elektrizität oder digitalen Technologien? Welche neuen semiotischen Strukturen tauchen auf? Das sind Fragestellungen, die im Augenblick wahrscheinlich ein hohes Innovationspotenzial enthalten.

A.B.: Die Frage nach dem Verhältnis von Erzählung und Bürokratie hat Sie schon in ihrer Dissertation zu Franz Kafka⁵ beschäftigt, wo Sie durch die Behandlung der Thematiken von Gewalt und Herrschaft auch einen Beitrag zur allgemeinen Machtanalytik geliefert haben. Welche Aspekte würden Sie dabei retrospektiv hervorheben und wie würden Sie heute an Kafka herangehen?

J.V.: Es ging vor allem um das Verhältnis von Literatur und Macht. Heute würde ich sagen, dass es drei Aspekte waren, die in dieser Doktorarbeit eine Rolle gespielt haben, dort aber nur rudimentär angelegt sind. Das eine sind natürlich bestimmte Subjektivierungsweisen, die sich anhand der Geschichte von Kriminalistik und Kriminologie ganz gut beschreiben lassen.⁶ Mich interessierte, wie Subjekte über Indizien und durch Selbsterforschung, Spurensicherung oder Beobachtung sistiert, festgestellt und damit auch in eine bestimmte Weise der Selbstwahrnehmung, Selbstreproduktion gezwungen wurden. Die eine Frage war also: Wie entstand das moderne »Geständnistier«? Zweitens hat schon Deleuze darauf verwiesen, dass Kafka an einer interessanten Schwelle zwischen Disziplinar- und Kontrollgesellschaften angesiedelt ist. Was ist nun das Besondere und Seltsame an dieser Schwelle? Hier erscheint mir bemerkenswert, dass Kafka einer der Ersten ist, der eine literarische Investigation des Machtfeldes vorführt und dabei auf ein merkwürdiges Organisationsparadoxon stößt: Institutionen oder Bürokratien organisieren, beherrschen und durchdringen mit völlig rationalen Methoden ihre Umwelt, werden aber genau dadurch für sich selbst unüberschaubar und irrational. Dieses Paradoxon findet man an den Kafkaschen Orten des Gerichts oder des Schlosses, die in mehrfacher Hinsicht unvorhergesehene Kontingenzen erzeugen. Entscheidungen, von denen keiner weiß und deren Herkunft niemand kennt. Der dritte Aspekt – und dazu sind im Augenblick auch einige Forschungen in Gang – wäre die Frage, wie Kafka in seinen literarischen Texten als Versicherungstechniker und -wissenschaftler auftaucht. Wo findet sich in diesen Schriften zum Beispiel die Statistik als neues Dispositiv der Regierung und welche seltsamen Ereignisse werden durch sie produziert? Ereignisse, bei denen es gleichgültig ist, ob sie eintreten oder nicht, da es nur um ihre Berechenbarkeit geht. Ob eine Krankheit ausbricht oder nicht, ob ein Unfall stattfindet oder nicht, das macht ontologisch überhaupt keinen Unterschied mehr, sondern ist auf derselben Ebene angesiedelt. Die verschiedensten Ereignisse sind sozusagen gleich real, ob sie nun passieren oder nicht. Anhand dieser drei Komplexe würde ich heute

an Kafka noch einmal herangehen: Subjektivierungsweisen, Organisationsparadoxon und Ereigniskonstellationen.

A.B.: In Ihrem Vortrag *Politische Antinomien*⁷ haben Sie gleichsam versucht, diesem Schloss und diesem Gericht eine Politik des Asyls entgegenzusetzen. Wie könnte man rund um den Ort des Asyls aktuelle Widerstandslinien besetzen?

J.V.: Heute scheint es mir entscheidend zu sein, die Frage zu stellen: Wo ist eigentlich der Ort des Politischen? Oder: Wo verdichtet sich aktuell die Frage nach dem Politischen? Nicht im Sinne eines politischen Diskurses, sondern im Sinne jener Orte, an denen fundamentale Probleme des Politischen gestellt und entzündet werden. Mit diesen Fragen bin ich auf die seltsame Ortschaft des Asyls gestoßen, in deren Umkreis sich eine sehr dichte Verschränkung verschiedener Prozesse oder Sachverhalte erkennen lässt. Erstens die Migrationen, zweitens die Ökonomien oder Politiken, welche sie in Gang setzen, und drittens die Frage nach der staatlichen Souveränität. Was sind das für Orte, die von Staaten geschaffen werden, aber in diesen Staaten sowohl ein- wie ausgeschlossen sind? Etwa die Flughafenbaracken für Asylbewerber. Das Flughafenasyl ist nicht wirklich innerhalb und nicht wirklich außerhalb des Staatsgebiets, wird aber einer besonderen polizeilichen Kontrollé unterstellt. An diesem Ort lässt sich jedenfalls eine signifikante Überlagerung von ökonomischen, politischen, polizeilichen und rechtlichen Gegebenheiten bemerken, die eine drängende, insistierende Frage des Politischen aufwerfen, als deren Leitfigur der Asylantrag gelten kann. Mit ihm sind dann auch die Figuren des Fluchthelfers oder des politischen Flüchtlings assoziiert. Es ginge also zunächst darum, in der Art eines Seismografen tätig zu sein, um herauszufinden, wo unsere Gesellschaften von politischen Fragestellungen im Sinne dieser Verdichtung heimgesucht werden. Dabei verlässt man sich nicht auf das Ritual der öffentlichen Politik, sondern versucht, eben jene überdeterminierten – man könnte auch sagen: friedlosen – Konstellationen hervorzuheben und genau zu beschreiben. Ganz ähnlich verfährt etwa Giorgio Agamben in seinem Buch *Homo Sacer*,⁸ wenn er den Zusammenhang von Lagerbildung, Exterritorialisierung und politischer Souveränität sozusagen als Schicksal der Politik im 20. Jahrhundert beschreibt.

A.B.: In Ihrer Einleitung zu *Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen*⁹ analysieren Sie aus ähnlicher Perspektive die Herstellung von *Sozialarten* in der Geschichte. Worin sehen Sie den spezifischen Vorteil einer solchen Herangehensweise im Hinblick auf das Politische?

J.V.: Den wichtigsten Bezugspunkt stellen dabei die späten Studien von Foucault dar, in denen er zur *gouvernementalité*¹⁰ gearbeitet hat. Dabei geht es um die Frage, wie es in der Neuzeit zu einer Art von doppeltem Regierungsbegehren kommt: dem Begehren, Leute zu regieren, und dem Begehren der Leute, regiert zu werden. In die-

sem triftigen Zusammenspiel von Mächten, die regieren wollen, und Leuten, die regiert werden wollen, entstehen unterschiedliche *Sozialarten*. Man wird sortiert und man will sortiert werden. Dabei lassen sich zwei Perspektiven unterscheiden. Auf der einen Seite kann man nach der Rationalität verschiedener Mächte und Regierungsformen fragen, wie sie etwa in Organisationen, in Institutionen, in Familien, Anstalten oder auch im Management verkörpert werden. Auf der anderen Seite stehen diverse *Sozialarten*, d. h. Leute und Individuen, die durch dieses Patchwork von kontinuierlich sich ausbreitenden Regierungsformen hervorgebracht werden und nicht anders können oder wollen, als sich darin wiederzufinden. Welche Spannungen oder Verwerfungen werden dadurch erzeugt? Diese Fragestellung ist keineswegs ausgeschöpft. Gerade in den letzten 20 bis 30 Jahren wurden Regierungskünste installiert, die sich unter den Stichwörtern *Globalisierung*, *Umstrukturierung*, *Outsourcing* oder *Flexibilisierung* behaupten. Welche neuen Menschenformen werden damit hergestellt? Ich denke dabei etwa an den *flexiblen Menschen* von Richard Sennet.¹¹ Offenbar hat man es hier mit Freisetzungsbewegungen zu tun, die neue Regierungstechnologien auf den Plan rufen, und umgekehrt.

A.B.: Im Rahmen Ihrer Habilitationsschrift geht es deshalb auch um die Geschichte ökonomischer Kategoriensysteme und um die Herkunft des *Homo Oeconomicus*. Wie würden Sie den hier erprobten Ansatz von traditionellen Formen der *Wirtschaftsgeschichte* absetzen?

J.V.: Mir waren bei dieser Absetzbewegung mehrere Aspekte wichtig. Erstens: Wie entstehen entscheidende oder grundlegende ökonomische Kategorien, die man dann auch als Kategorien der Wertschöpfung angesetzt hat? Wie kommen also überhaupt ökonomische Kategorien zu Stande? Denn so etwas wie *Arbeit* existiert beispielsweise im 18. Jahrhundert nicht, sondern wird erst an der Wende zum 19. Jahrhundert über ein kompliziertes Dispositiv erzeugt, zu dem die verschiedenen Humanwissenschaften, unterschiedliche Produktionsmethoden, aber auch physikalische Erkenntnisse, Disziplinartechniken und Institutionen zu zählen sind. Zweitens wird schon mit dem 17. und dem 18. Jahrhundert sichtbar, dass die Ökonomie im Zentrum der Regierungsmentalität steht und dass sich daher jedes Regieren an ökonomischen Kategorien zu messen habe. Im 18. Jahrhundert beginnt die »Staats Einheit« oder das »Staatsding« sich als eine Organisation zu begreifen, die nach ökonomischen Gesichtspunkten zu funktionieren hat. Der Staat darf keine Bevölkerung, keine Energie, keine Reichtümer mehr verlieren und inszenierte sich deshalb als ein abgeschlossener Körper, der sozusagen eine anale Angst vor dem Verlust hat. Hier beschäftigte mich also die Frage, wie sich ein bestimmtes Regierungswissen in der politischen Ökonomie verkörperte. Drittens war es mir wichtig, die Entstehung des *ökonomischen Menschen* zu untersuchen, der doch bis heute ein Leitexemplar für Sozialisationsvorgänge und Kommunikationen im weitesten Sinne darstellt. Wie entstehen Subjekte, die durch sich selbst oder durch andere aufgerufen werden, sich

in jeder Hinsicht zu kapitalisieren? Und welche Kommunikationen, welche Austauschprozesse, welche Ökonomie von Leidenschaften und Affekten sind damit verbunden? Der vierte Aspekt ist, dass mit der Ökonomie bereits im späten 18. Jahrhundert die Frage nach einem sozialen Verkehr auftaucht, dessen Wirksamkeit – sehr unvorsichtig und ein wenig anachronistisch formuliert – im Latenten oder im Unbewussten liegt. Also die Frage danach, was denn eigentlich rund um die Reichtümer, den Tausch und das Geld kommuniziert wird, ohne dass die Beteiligten davon wüssten. Die berühmte *invisible hand* von Adam Smith wäre ein Beispiel dafür. Mit einem Mal wollte man systematisch beschreiben, wie Individuen oder Leute miteinander zusammenhängen, ohne dass sie selbst ein Wissen davon haben können. Dieses Wissen ist stets an einem anderen Ort kodiert.

A.B.: Kommen wir noch einmal kurz zum Begriff der *Arbeit* zurück. Er steht als Grundbegriff der Sozialgeschichte dem mediengeschichtlichen Grundbegriff der *Information* entgegen. Wie würden Sie daher Ihre Forschungen oder auch die *Poetologie des Wissens*¹² von einer Sozialgeschichte abgrenzen?

J.V.: Zunächst durch eine Geste der Unterwanderung und die Frage, wie denn überhaupt die Notwendigkeit entsteht, sich auf die Suche nach einer Entität »des Sozialen« zu machen. Die Infragestellung von sozialhistorischen Einheiten ergibt sich daher aus dem Vorbehalt gegen die Humanwissenschaften und aus dem Versuch, deren Historisierung fortzusetzen. Dabei geht es um die Frage, wie bestimmte soziologische oder anthropologische Entitäten fixiert werden, die dann als scheinbar naturwüchsige Vorhandenheit, als zeitlose Objekte historischer Forschung wiederkehren. D. h.: Wie kann ein Gegenstand, etwa »das Soziale«, zum dauerhaften Objekt des Wissens und damit zu einer historisch konstanten Größe werden? Es gab in den verschiedensten historischen Wissenschaften die Tendenz, eine gleichsam unhistorische Kontinuität von Objekten anzunehmen, und sei es jene des Objekts »Literatur«. Das wurde vom griechischen Epos bis zum *Ulysses* von Joyce durchgespielt. Aber man hat äußerst selten die Frage gestellt, wie »das Literarische«, »das Epische«, »das Theater« oder eben auch »die Gesellschaft« und »die Gemeinschaft« durch Diskursformationen hervorgebracht werden und mit welchen Begriffen diese Herstellung dann beschrieben werden könnte. Die Frage ist also, wie durch bestimmte Darstellungsoptionen solche Gegenstände in ihren historischen Begrenzungen beschrieben werden könnten. Und dabei ist es ganz egal, ob es sich bei diesen Darstellungsformen um einen literarischen Text, ein Diagramm, eine statistische Tabelle oder ein Bild handelt. Hier sollte eine Verflüssigungstendenz einsetzen, die darin besteht, Gattungsgrenzen des Wissens und damit auch die institutionelle Teilung der Wissenschaften in Disziplinen und Fakultäten nicht mehr unbesehen zu respektieren. Ich würde also eine *Poetologie des Wissens* von zwei Seiten her eingrenzen: Erstens geht es um den Zweifel daran, dass Geschichte zeitlose Gegenstände hätte, die durch ihre Wissenschaftlichkeit garantiert werden könnten, denn diese

Gegenstände werden ihrerseits von der Geschichte hervorgebracht und verweisen diese selbst wiederum auf ihre eigene Genealogie. Und zweitens gibt es keinen Gegenstand des historischen Wissens, der nicht selbst in seinen begrenzten zeitlichen Darstellungsbedingungen beschrieben werden könnte.

A.B.: Kommen wir zu einer methodischen Frage. Sie haben Ihre *Poetologie des Wissens* in der Auseinandersetzung mit Jacques Rancières *Poetik des Wissens*¹³ und Hayden Whites *Tropologie*¹⁴ gewonnen. Wo sehen Sie die wichtigsten Unterschiede zwischen diesen drei Vorgehensweisen?

J.V.: Der Clou von Jacques Rancière kommt eigentlich erst dann richtig zum Tragen, wenn man ihn mit Hayden White gegenliest, weil ihre Konzepte eigentlich eine Art von Hin- und Rückübersetzung darstellen. Jacques Rancière beschreibt, wie sich wissenschaftliche Diskurse dem Narrativen *entziehen*, um epistemische Konsistenz zu gewinnen. Umgekehrt beschreibt Hayden White etwa anhand des historischen Diskurses, wie hinter dem Rücken einer solchen epistemischen Konsistenz die Narration *wiederkehrt*. Da mir diese Fragen ebenfalls wichtig sind, ist die Abgrenzung der Poetologie von Tropologie oder Poetik nur heuristischer Art: Ich würde sagen, dass es sowohl *poetologische Gegenstände* wie *epistemische Objekte* gibt, die weder in die Narration noch in die Wissenschaft fallen. So lässt sich eine naturwissenschaftliche Versuchsanordnung auch im Zeichen ästhetischer Entscheidungen beschreiben, ist aber dennoch keine Erzählung. Für jede Form der Wahrheitsproduktion, und ein naturwissenschaftliches Experiment stellt »Wahrheiten« her, sind bestimmte ästhetische Entscheidungen notwendig, die aber keine Narrationen, nicht einmal Diskurse sind. Um noch einmal von Leibniz zu sprechen: Man findet in seinen Texten einen ausufernden historischen Diskurs, den man als Universalhistorie bezeichnen kann. Das Bemerkenswerte ist aber, dass der Fluchtpunkt dieses Diskurses keine Erzählung ist, sondern ein mathematisches Diagramm, eine Kurve, eine allgemeine Zusammenschau. Es gibt also bei Leibniz einen göttlichen Blick auf die Geschichte, wobei Gott weder Erzählungen noch Buchstaben sieht, sondern ein Tableau, das seinerseits weder als Wissenschaft noch als Narration bezeichnet werden kann. Und solche Anordnungen, die nicht auf ihre Wissenschaftlichkeit reduzierbar sind, in denen aber auch die Erzählung als poetische Gattung nicht das privilegierte Element ist, versuche ich, durch die *Poetologie des Wissens* beschreibbar zu machen.

A.B.: Auch die Poetologie steht im Rahmen der Paradoxie, den historischen Diskurs zum Gegenstand der Analyse zu machen, ihn aber gleichzeitig als Code der eigenen Narrationen zu verwenden. Wie setzen Sie diese Paradoxie als Strategie ein, und würden Sie sagen, dass man sie als Ausgangspunkt voraussetzen muss?

J.V.: Das ist sicherlich eine wichtige Frage. Unterhalb einer philosophischen Refle-

xion der Geschichte, also unterhalb der Geschichtsphilosophie, aber auch außerhalb der Geschichtswissenschaft, gibt es diesen Unruheherd, den Foucault als das *historische Apriori* bezeichnete. Dabei geht es wieder um diesen eigentümlichen Zwang oder diese seltsame Lust zur permanenten Selbsthistorisierung. Aber darüber hinaus gibt es einige Aspekte, anhand derer man zeigen könnte, wo Geschichte nicht in verwissenschaftlichter oder philosophischer Form, sondern als »unterworfenen Wissen« auftaucht. Man kann die Frage danach stellen, wo und wann vor dem 19. Jahrhundert ohne Geschichtsphilosophie und ohne Geschichtswissenschaft Kräftefelder bemerkbar waren, in denen geschichtliches Wissen produziert oder in denen durchaus historisch gedacht wurde. Ein Beispiel wären die Inquisitionsakten, zu denen Ginzburg gearbeitet hat.¹⁵ Ohne dass die Beteiligten es wüssten, wird in diesen Akten zwischen den Inquisitoren und den Inquisiten Geschichte in einer Form produziert, die an das Verhältnis zwischen den späteren Anthropologen und den so genannten »Primitiven« erinnert. Aber auch in den *lettre de cachet*¹⁶ – die Arlette Farge und Michel Foucault beschäftigten – kann man das *Leben der infamen Menschen*¹⁷ ausmachen. Plötzlich werden bestimmte Biografien durch den Kegel der Macht erleuchtet, und es taucht Geschichte auf, ohne dass man es Geschichte im modernen Sinne nennen könnte. Vergleichbares findet man auch im Umkreis der medienhistorischen Einschnitte. So sprechen etwa Jack Goody und Ian Watt davon, dass antike Geschichtsschreibung nur durch die Einführung der Schrift möglich wurde.¹⁸ Aber auch die Universalgeschichte kann sich erst konstituieren, nachdem der Buchdruck eingeführt wurde und mit ihm bestimmte Wissensformen archiviert und somit verfügbar wurden. Jedes dieser Beispiele zeigt, dass Geschichte oder ein »historisches Bewusstsein« fabriziert wurde, ohne dass man es Geschichtswissenschaft nennen oder als Geschichtsphilosophie verwerthen könnte. Mich interessieren in diesem Zusammenhang also auch jene Aspekte, die zeigen, wie geschichtliches produziert wird, ohne dass die Marken »Geschichtswissenschaft« oder »Geschichtsphilosophie« draufstehen. Deshalb sind auch die breiten epistemologischen Einschnitte der Wissensgeschichte so ergiebig. Ich denke dabei an den Zeitsprung, den Zeitabgrund rund um 1800, den Reinhard Koselleck als »Sattelzeit« bezeichnete. Aber rund um 1800 taucht neben dem Kollektivsingular Geschichte im Koselleckschen Sinn auch ein breites Programm der Verzeitlichung auf, das die Diskurse aller möglichen Wissenschaften durchzieht. So findet man etwa in der Thermodynamik bereits in einer ersten Phase rund um 1800 Geschichtliches, das sich mit der Formulierung des zweiten thermodynamischen Hauptsatzes zwischen 1830 und 1860 noch intensiviert. Hier hat mich vor allem die Frage nach den Codierungen der Zeit beschäftigt, da zum Beispiel die physikalischen Systeme in den thermodynamischen Diskussionen zur Entropie gerade über den Zeitbegriff ihre eigene Historizität bekommen und so gleichsam zu altern beginnen. Auch hier also Geschichte, mitten in der Physik. Aber auch mit Einschnitten wie dem *linguistic turn* etablieren sich im 20. Jahrhundert neue begriffliche Anordnungen, die für die Geschichte verwertbar werden. Dabei handelt es sich nicht nur um differenziell

kodierte sprachliche Strukturen, die in der Nachfolge Saussures analysiert wurden, sondern eben auch um die Definition und Verwendung des Informationsbegriffs bei Shannon und Weaver¹⁹ oder in der Kybernetik, die schließlich zu den Frage- und Problemstellungen der aktuellen Medienwissenschaften führen: historische Einschnitte, die *der* Geschichte oftmals entgehen.²⁰

A.B.: Daher kommen Sie in Ihren Studien auch zu Fragen, welche die *Technologien des Unbewussten* im Umkreis der Psychoanalyse betreffen.²¹ Würden Sie ihre Forschungen in diesem Sinne mit einer *Historischen Medienwissenschaft* in Zusammenhang bringen?

J.V.: Das würde ich versuchen wollen, obwohl dieses Konzept noch nicht sehr ausgereift ist. Aber – und hier könnte man mit Niklas Luhmann sprechen – jede historische Wissenschaft beginnt damit, eine Entscheidung zu treffen, bei der man dann sehen muss, wie weit sie trägt. Und eine Entscheidung ist immer eine Unterscheidung. Die Frage ist also, auf welcher Ebene oder in welchen Schichten man historische Gegebenheiten anfasst und welche Diskontinuitäten dabei auftauchen. Entscheidet man sich etwa für ein Vorgehen anhand der diskontinuierlichen Einschnitte einer epochalen Wissensgeschichte – wie etwa die Skansionen von Renaissance, klassischem Zeitalter und Moderne –, so sieht man andere zeitliche Unterschiede, als wenn man die Diskontinuitäten der Mediengeschichte betrachtet. Nun ist es sehr interessant zu fragen, inwiefern diese unterschiedlichen Diskontinuitäten kongruent sind oder ob man Verschiebungen bemerken kann. Darüber hinaus interessiert mich im Umkreis der Medienwissenschaft auch noch folgender Umstand: Wenn man Medien in einem ganz technologischen Sinn begreift – d. h. als Technologie der Schrift, des Buchdrucks, der Elektrizität oder als Technologie von analogen und digitalen Medien –, so sieht man, dass sie in den Kommunikationsformen anästhetische Löcher hinterlassen. Anders formuliert: Wenn Medien im Wesentlichen damit beschäftigt sind, sichtbar, hörbar, speicherbar und also wahrnehmbar zu machen, bleibt die Frage, was sie im selben Zug der Sicht-, Hör- und Speicherbarkeit entziehen und daher in die Unwahrnehmbarkeit stellen. Hier ginge es also um die Geschichte der anästhetischen Seite von Medien, die erneut so etwas wie ein *Unbewusstes* der Medien anvisieren würde. Ähnliche Fragestellungen findet man schon bei Hans Blumenberg: Wenn Galilei das Fernrohr zum Himmel richtet und zum ersten Mal durch ein technisches Medium die Sterne betrachtet, ist das erste, was er dabei sieht, nicht der Jupiter mit seinen Monden, sondern ein ungeheurer Bereich von Unsichtbarkeiten. Mit einem Mal taucht im Blick zu den Sternen das Unsichtbare als Objekt auf.²² Man muss also die Frage stellen, was unter dem Diktat der Medien durch die Prozesse des zunehmenden Sichtbarmachens unsichtbar wird. Erst dann kann man daran gehen, verschiedene Methoden anzuwenden, um diese Konstellation zu analysieren.

A.B.: Dieses Interesse für historische – und seien es technologische – Möglichkeitsbedingungen steht auch in Zusammenhang mit den *Annales* und Ihrem Aufenthalt an der *École des Hautes Études*, wo Sie an einem Projekt zur Geschichte der Übersetzung arbeiteten. Worin besteht für Sie der Zusammenhang von Übersetzung und Geschichte?

J.V.: Das Projekt war ein Randgebiet meiner damaligen Arbeiten. Dennoch war es äußerst spannend zu sehen, wie Geschichte – auch aus hermeneutischer Perspektive – immer eine Übersetzungsarbeit darstellt. Und auch hier hat sich gezeigt, dass sie in ganz flagranter Art mit einer Form von Selbsthistorisierung verbunden ist, weil man sich in einer Sprache bewegt, deren Gebrauch einem fremd ist, auch wenn sie scheinbar die eigene ist. Man verwendet als Übersetzer eine ungewohnte Grammatik in der eigenen Sprache und wird dadurch sensibler für die Übersetzungsunfälle der Geschichte. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Übersetzung des Freudschen Begriffs /Wunsch/, der durch Lacan mit /*désir*/ ins Französische übertragen wird, um dann als /Begehren/ ins Deutsche zurückzukehren. Man mag daran sehen, dass Geschichte im Zuge von Übersetzungen immer wieder im Zeichen des Lapsus auftaucht, da die interessantesten historischen Konstellationen eigentlich Missverständnisse oder Inkompatibilitäten sind. Sachverhalte also, die sich nicht koordinieren lassen und trotzdem historische Effekte, Sinneffekte erzeugen. Es geht also gerade im Umkreis der Übersetzung um das Auftauchen von historischer Kontingenz. Allgemeiner noch: Übersetzungen *sind* Orte historischer Kontingenz.

A.B.: Sie haben ihrerseits *Differenz und Wiederholung* von Gilles Deleuze übersetzt und damit auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Philosophie geleistet.²³ Wie würden Sie den Wiederholungsgedanken für historiografische Modi oder narrative Erzählstrategien einsetzen?

J.V.: Gerade angesichts des historischen Diskurses gibt es wahrscheinlich unterschiedliche Formen der Wiederholung. Deleuze spricht einmal von produktiven und unproduktiven Wiederholungen. Die produktive Wiederholung wirft in jeder Hinsicht Mehrwert ab. Wenn die französischen Revolutionäre das alte Rom noch einmal sichtbar machen und inszenieren, wiederholen sie es produktiv und setzen ihm damit ein Monument. Die andere Form von Wiederholung, die ich besser Iteration nennen würde, besteht aus stereotypen Wiederholungen, die keine Grenze finden und daher nicht wirklich produktiv sind, sondern die Systeme eher zum Einsturz bringen. Wie etwa Wiederholungszwänge, das Einerlei oder auch Resonanzkatastrophen. Hier passiert keine Geschichte mehr. Und dann gibt es noch den interessanten Mittelfall, den Deleuze mit Marx formuliert. Dabei geht es um die berühmten Sätze zum 18. Brumaire, die der Geschichte attestieren, eine Tragödie von einst als Farce zu wiederholen. Vielleicht müsste man mit Nietzsche noch ein weiteres hinzufügen, die »ewige Wiederkunft«, eine bedingungslose Affirmation, die eigent-

lich einen unhistorischen Augenblick markiert. Man könnte sich daher eine kleine Grammatik der Wiederholungsereignisse in historischer Absicht vorstellen, die sich in einem Viereck konstituiert. Auf der ersten Seite die produktive Wiederholung, welche Monumente setzt. Auf der zweiten Seite eine Wiederholung, die keine Monumente setzt, sondern persifliert und Operetten schreibt. Drittens die ewige Wiederkunft als Bejahung des unhistorischen Jetzt. Und eine vierte Form der Wiederholung, die sozusagen überhaupt die Lokalität eines historischen Datums durchkreuzt, einfach weil sie keinen systemischen Bezug mehr hat und Geschichte ins Immergleiche auflöst: Stereotypen, pathologische Wiederholungen, Wiederholungszwänge eben. Das wären vier Formen der Wiederholung, mit denen man Historiografie konstruieren, aber auch dekonstruieren könnte.

A.B.: Gehen wir abschließend noch auf verfahrenstechnische Probleme der rezenten Medienwissenschaft ein. Man steht immer wieder vor dem Problem, auf Wissensformen verwiesen zu sein, die in der eigenen akademischen Ausbildung keine Rolle spielten. Ich denke vor allem an die Informatik. Wie könnte eine kommende Medienwissenschaft dieses Kompetenzproblem umgehen?

J.V.: Das geht nur unter der Bedingung einer völlig neuen Organisation der Zusammenarbeit der verschiedenen Wissenschaften. Jemand der – so wie ich – nicht programmieren kann, ist vorerst darauf angewiesen, dass Informatiker oder andere Eingeweihte ihm Programme erklären. Dann wird es auch möglich, diese Programme zu beschreiben. Zur Überwindung der Grenzen wissenschaftlicher Disziplinen benötigt man vielleicht eine Art von »Didaktik der Bescheidenheit«. Denn es gibt historische Gegenstände, die plötzlich auftauchen, nicht ignoriert werden können, aber so deutliche Kompetenzgrenzen markieren, dass man dazu gezwungen wird, auch in den eigenen Ansprüchen bescheidener zu werden. Wir versuchen das derzeit an der *Fakultät Medien der Bauhaus-Universität Weimar*²⁴. Dabei wird immer wieder klar: Um derartige Gegenstände zu bearbeiten, wird es nicht hinreichen, wenn die Vertreter verschiedener Disziplinen »interdisziplinär« aufeinander treffen. Hier benötigt man echte Projektarbeit mit Informatikern, Technikern und anderen. Anders ist das ganz einfach nicht zu machen.

A.B.: Oder man sagt, dass die Interdisziplinarität sich im eigenen Kopf abspielen muss.

J.V.: Genau. Derartiges taucht doch auch immer wieder in der Geschichtswissenschaft auf. Wenn im 19. Jahrhundert die Historiker darangehen, ein neues heroisches Fach zu gründen, definieren sie sich innerhalb kürzester Zeit nur mehr als Archivarbeiter. Sie entwickeln diese »fieberhafte Faulheit« der Archivwissenschaftler, wie Foucault es mit einem wunderbaren Ausdruck bezeichnete.

A.B.: Die Historiker in kurzen Hosen.

J.V.: Schmetterlingssammler. (Lachen.) Aber es gibt eben postheroische Zeitalter von Wissenschaften, weshalb man die Grenzen intellektueller Kapazitäten definieren muss, will man heute als Historiker in der Geschichts-, Literatur- oder Medienwissenschaft weiterarbeiten. Wahrscheinlich müsste man dahingehend den Typus des Wissenschaftlers auch in seiner Persönlichkeitsstruktur umbauen.

A.B.: Wobei ihre Forschungen dafür stehen, dass gerade das Historische eine Möglichkeit dafür abgibt, eine neue oder kommende Geschichtswissenschaft aufzubauen, die ihre eigenen Imponderabilien erkennt und mit ihnen zu arbeiten beginnt.

J.V.: Ich glaube, es lohnt auch hier, einen Text von Foucault ins Zentrum der Diskussion zu stellen. Er hat in seiner Vorlesungsreihe *Il faut défendre la société*²⁵ sehr deutlich gemacht, dass bestimmte Formen von Geschichte als ein nicht staatsförmiges Wissen auftauchen. Und dieser Anti-Etatismus hängt sehr eng mit der Beschreibung von revolutionären Kräftefeldern oder Kämpfen zusammen, deren Kern in einer ganz grundlegenden Nichtsystematizität bestand, wie anhand der *glorious revolution* von Cromwell gezeigt werden kann. Man könnte aus dieser Perspektive eine interessante Geschichte der Geschichtswissenschaften schreiben, die diesen Konflikt noch genauer formuliert: Wie wird zum Beispiel ein nicht-systematisches und kämpferisches historisches Wissen, das nicht etatistisch ist, durch die nationale Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts usurpiert, und welche neuen Verbindungen tauchen dabei auf?

A.B.: Dies stünde in direktem Zusammenhang mit den nationalen Gründungen historischer Institute in den Metropolen Europas, deren Angehörige fast ausschließlich aus der Philologie kamen.

J.V.: Genau. Und diese Entnationalisierung von Wissenschaften und im Speziellen von Geisteswissenschaften war ein Prozess, der auch zu verschiedenen anderen zentrifugalen Bewegungen beigetragen hat. So wurde der deutschen Literaturgeschichte zunächst einmal die Komparatistik an die Seite gestellt. Etwas später kamen dann die Buchwissenschaften und die Literaturkritik dazu, wodurch sich sogar die Germanistik aktuell mit Fragen der Wissenschaftsgeschichte beschäftigen muss. Diese Entnationalisierung ist aber methodisch überhaupt noch nicht zu Ende gedacht. Eine entnationalisierte Geschichte im Zeichen des Postheroischen müsste zu einer Geschichtswissenschaft führen, welche die Konstitutionsbedingungen von historischen Wissensformen erneut reflektiert und historisiert.

A.B.: Das könnte auch dazu führen, der Spurensicherung, dem gerichtlichen Schloss und überhaupt jeder »epistemologischen Polizei« zu entgehen.

J.V.: Es wäre die Hoffnung auf eine Wissenschaft ohne Paranoia. Oder – da Paranoia ja immer eine effiziente Erkenntnisweise ist – die Hoffnung auf eine Wissenschaft, welche möglichst genau jene Ausstiegsbedingungen angeben könnte, ohne die man sich dem Diktat und dem Prinzip des Verfolgens und Verfolgtwerdens nicht entziehen kann.

Anmerkungen

- ¹ Geführt am 21. Mai 2001 im Café Landmann, Wien.
- ² Vgl. Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1981, 183f. Des Weiteren: Jacques Derrida, *Dem Archiv* geschrieben, Berlin 1997.
- ³ Vgl. auch zwecks Bibliografie: Weil das Sein eine Geschichte hat. Interview mit Friedrich A. Kittler, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 11. Jg. (2000) 4, 109–123.
- ⁴ Vgl. Bernhard Siegert, *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post. 1751–1913*, Berlin 1993; ders. u. Wolfgang Schäffner, Hg., *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert*, Berlin 2000. Vgl. in diesem Zusammenhang auch das Forschungsprojekt »Europa. Aufschreibesysteme aus Codes, Medien und Künsten« am Zentrum für Literaturforschung in Berlin.
- ⁵ Vgl. Joseph Vogl, *Ort der Gewalt. Kafkas literarische Ethik*, München 1990.
- ⁶ Vgl. Joseph Vogl, *Mimesis und Verdacht. Skizze zu einer Poetologie des Wissens mit Foucault*, in: François Ewald u. Bernhard Waldenfels, Hg., *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt am Main 1991, 193–205.
- ⁷ Vgl. <http://www.contrast.org/borders/kein/hintergrund/vogl1.html> Juni 2001.
- ⁸ Vgl. Giorgio Agamben, *Homo Sacer*, Frankfurt am Main 2000.
- ⁹ Vgl. Joseph Vogl, Hg., *Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen*, Frankfurt am Main 1994.
- ¹⁰ Vgl. die rezenten Publikationen von Thomas Lemke, *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*, Berlin u. Hamburg 1997, und: Ulrich Bröckling u. a. Hg., *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt am Main 2000.
- ¹¹ Vgl. Richard Sennet, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998.
- ¹² Vgl. Joseph Vogl, Hg., *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999.
- ¹³ Vgl. Jacques Rancière, *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*, Frankfurt am Main 1994.
- ¹⁴ Vgl. u. a. den rezenten Schlagabtausch zwischen Hayden White und Georg G. Iggers in: *Geschichte und Gesellschaft. Schwerpunkt: Kommunikationsgeschichte*, 27. (2001) 2, 327–349.
- ¹⁵ Vgl. Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Berlin 1993.
- ¹⁶ Vgl. Arlette Farge u. Michel Foucault, *Familiäre Konflikte. Die ›Lettres de cachet‹*, Frankfurt am Main 1989.
- ¹⁷ Vgl. Michel Foucault, *La vie des hommes infâmes*, in: Daniel Defert u. François Ewald, Hg., *Michel Foucault. Dits et écrits. Tome III. 1976–1979*, Paris 1994, 237–253.
- ¹⁸ Jack Goody, Ian Watt u. a., *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*, Frankfurt am Main 1981.
- ¹⁹ Vgl. Claude E. Shannon u. Warren Weaver, *Mathematische Grundlagen der Informationstheorie*, München u. Wien 1976.
- ²⁰ Vgl. Claus Pias, Joseph Vogl u. Lorenz Engell, Hg., *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart 1999.

- ²¹ Vgl. Joseph Vogl, Technologien des Unbewußten, in: Pias u. a., Kursbuch Medienkultur, 373 f.
- ²² Hans Blumenberg, Das Fernrohr und die Ohnmacht der Wahrheit, in: Galilei, Galileo: Sidereus Nuncius, Frankfurt am Main 1965.
- ²³ Vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München 1992.
- ²⁴ Vgl. <http://www.uni-weimar.de/search.html> Juli 2001.
- ²⁵ Vgl. Michel Foucault, Il faut défendre la société. Cours au Collège de France, Paris 1997. Deutsch: ders., In Verteidigung der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1999.